



Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen angenommen. Pränumerationspreis für Oesterreich-Ungarn auf ein Viertel-Jahr 2 fl. 50 kr. — Ein halbes Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl. — Für Deutschland auf ein Viertel-Jahr 4 Mark 50 Pfg. — Ein halbes Jahr 8 Mark. — 1 Jahr 14 Mark. Jeder Jahrgang ist auch in 17 Hefen à 50 kr. = 90 Pfg. zu beziehen.



Revanche.

— Skizze aus dem High-life. —

Seit vollen zehn Jahren war Graf Mühlheim der Geliebte der Frau von Hochstädt. Ihr Verhältnis war bekannt und anerkannt; es war kein Verhältnis mehr, es war schon eine Ehe. Er bewohnte ein kleines, einstöckiges Haus in der Gärtnerstraße, das an ihr Palais stieß und mit diesem

an der Rückseite durch eine kleine Pforte verbunden war. Abends nahm er seine Tasse Thee bei ihr und es gab böse Zungen, welche behaupteten, daß es mehrere Tassen sein müssen, weil er nicht selten erst am nächsten Morgen heimkehre. Unter so bewandten Umständen fragte man sich, warum denn die

Beiden nicht heiratheten? Er hatte hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte und war unabhängig; sie hatte fast eben so viel und war Wittwe. Was hinderte sie, Mann und Frau zu werden, da sie einander liebten?

— Er sollte sie heirathen, so lange sie noch jung ist, sagten die Männer.

— Die arme, kleine Agnes! sagten die Frauen. Sie hat diesem Mühlheim Alles geopfert und Sie werden sehen, er wird sie schließlich sitzen lassen.

Nun denn: die Welt war im Irrthum. Nicht Graf Mühlheim trug die Schuld an der Sachlage. Er wollte heirathen, aber sie wollte nicht. Abend für Abend flehte er sie an, daß sie ihm zum Altar folgen möge; dabei drehte er nervös an seinem feinen, blonden Schnurbarte und richtete seine hohe Taille eines ehemaligen Leibgarde-Offiziers in die Höhe. Aber vergebens! Frau von Hochstädt saß in ihrer Chaise longue, rauchte eine Zigarrette nach der andern und hörte ihm ruhig zu.

— Nein, mein Lieber, und tausendmal nein! Warum sollten wir heirathen? Befinden wir uns nicht ganz wohl so wie wir sind? Was kümmern mich um das Gerede der Welt? Du liebst mich, ich liebe Dich, wir lieben uns: was braucht's da noch mehr? Nichts kann uns enger an einander knüpfen, als unsere Liebe; nichts zwingt uns mehr zur Treue, als die Freiheit!

Lange Zeit versuchte es der Graf, diesen Gründen andere Gründe entgegenzuhalten, aber schließlich gab er den Kampf auf; er fand nichts mehr zu sagen. Er gewöhnte sich — wenn auch schwer — an diese Art von Freiheit; aber die seltsame Theorie seiner Geliebten von der Treue imponirte ihm nicht. Er war wohl frei, aber nicht treu. Seine Untreue hatte freilich nichts Ernstes zu bedeuten; kleine Seitenprünge: im Winter eine Ballettense, im Sommer eine Besucherin des Stadtparkes. Frau von Hochstädt wußte, woran sie sei und neckte den Grafen mit seinen „Damen vom Trottoir“ und der Graf hatte nichts darauf zu erwidern.

Aber eines Tages sollte es anders kommen. Agnes war seit zwei Wochen in Nizza und der Graf benötigte diese Ferien dazu, der kleinen Fürstin Reichenstein, einer jüdischen Bankierstochter aus Ungarn, die das verblasste Wappen des Fürsten Reichenstein mit ihren Millionen frisch vergoldete, leidenschaftlich den Hof zu machen. Hievon mußte Agnes Wind bekommen haben, wie folgender Brief beweist, den er von ihr erhielt:

„Mein lieber Freund!

Ist Das der Lohn für zehn Jahre treuer Liebe? Sie machen einer Frau aus der guten Gesellschaft den Hof? So lange Sie es nur mit Damen trieben, die ihren Preistarif haben, sagte ich nichts; aber jetzt muß ich Verwahrung einlegen. Es ist schon lange her, seit ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebe — unter alten Gatten ist ja Das unnöthig —; aber heute will ich es Ihnen wieder sagen. Ich würde Ihnen auch sagen, daß ich sehr gekränkt bin, wenn ich nicht fürchtete, in Ihren Augen lächerlich zu erscheinen. Darum sage ich nichts, als daß ich sehr glücklich wäre, wenn ich Sie hier sehen könnte.

Agnes.“

Als Graf Mühlheim diesen Brief gelesen hatte, sagte er — zum ersten Male seit zehn Jahren — „Mein Gott, wie langweilt sie mich!“

Doch zögerte er nicht in seinen Entschlüssen. Zunächst sandte er einige Zeilen an Fürstin Reichenstein: „Ich bin untröstlich, Fürstin, heute nicht zum Diner erscheinen zu können. Unanfschiebliche Geschäfte u. s. w. u. s. w.“ Dann expedirte er eine Depesche an Agnes:

„Ich reise heute Abends ab; bin sehr glücklich, Ihnen angenehm sein zu können.“

Und er reiste noch am nämlichen Abend ab.

Unterwegs ängstigte ihn ein wenig der Gedanke, wie sich wohl das Wiedersehen gestalten würde; doch sagte er sich schließlich: Ei was! Wenn Sie mir Scenen machen will, gehe ich meiner Wege!

Doch Niemand war mehr erstaunt, als Graf Mühlheim, als er in Nizza eintraf. Agnes empfing ihn sanft wie immer, heiter, lächelnd, glücklich.

„Das geht ja herrlich!“ sagte er sich, als er am Abend in sein Zimmer zurückkehrte. „Agnes hat mir kein Wort von der Fürstin Reichenstein gesagt, keine Eifersucht, keine Scene. Agnes ist ein Ideal; niemals werde ich sie verlassen; ich bin ein Glender, daß ich sie betrüge!“

Dann ging er schlafen. Um gerecht zu sein, müssen wir sagen, daß er von der Fürstin Reichenstein träumte. Ein ehemaliger Leibgarde-Offizier ist Alles im Stande, selbst von einer ungarisch-jüdischen Fürstin zu träumen — vier Stunden nachdem er sich mit seinem zehnjährigen „Verhältniß“ versöhnt hatte. Am andern Morgen erwachte er munter und gesund, vielleicht ein wenig müde; denn die Reise, die Versöhnung und der Traum waren wohl geeignet, ihn zu ermüden. Er war vorzüglich gelaunt und sandte Agnes einen prachtvollen Rosenstrauß in Begleitung eines Briefes, in welchem vom Ideal, von ewiger Liebe und ähnlichen hübschen Dingen die Rede war. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

„Ist's wahr, Liebster? Kommen Sie einen Spaziergang mit mir machen, damit ich sehe, ob Sie nicht allzu sentimental geworden sind, seitdem ich Wien verlassen habe.“

„Teufel! Das klingt verdächtig!“ sagte sich Mühlheim nachdenklich, während er seine Schritte nach der Villa lenkte, welche Frau von Hochstädt bewohnte.

Indeß, Agnes war nie schöner, anmuthiger und zärtlicher als an diesem Morgen; nicht die leiseste Anspielung, nicht der geringste Vorwurf. Er fand Agnes bezaubernd; sie vereinigte alle Vorzüge in sich. Ach, wenn sie doch nur einwilligen wollte, seine Frau zu werden! Jetzt hatte er alle Nachtheile der Ehe, ohne deren Vortheile. Er war entschlossen, noch an demselben Tage einen letzten Ansturm zu wagen.

Und als sie am Abend, nach dem Diner, sich in den Laubgängen des großen Parkes ergingen, wo die Klänge der Parkmusik nur mehr gedämpft zu hören waren, brachte er seine Werbung vor, mit einer Gefühlswärme, einer Poesie und Kraft, die ihn selber in Erstaunen versetzten. Und Agnes erwiderte ihm kurz und einfach:

— Schon seit acht Tagen bin ich entschlossen „Ja“ zu sagen. Sie hätten sich nicht so anstrengen müssen, um meine

Zustimmung zu erlangen. Aber machen wir's rasch, denn ich habe es eilig und Sie wohl auch.

Sie beeilten sich denn in der That. Schon am nächsten Tage kehrten sie nach Wien zurück und zehn Tage später feierten sie in aller Stille ihre Vermählung in einem Dorfe bei Salzburg. Vier Leute aus dem Orte bildeten die Trauzengen.

Noch am nämlichen Tage traten sie eine Hochzeitsreise nach Schottland an. Sie wollten weit fort, um sich allen Kommentären, aller Neugierde und allen Glückwünschen zu entziehen. Am Glenarvon-See, wo sie sich niederließen, fuhr Graf Mühlheim fort, dieselbe Beredsamkeit zu entwickeln wie in Nizza. Die Ehe inspirirte ihn, — man wird Das begreifen. Er fand seinen Clan aus früheren Zeiten wieder und setzte über alle Hindernisse hinweg. Kurz, er war wunderbar! Und Diejenige, die am meisten erstaunte, war eben die nunmehrige Gräfin Mühlheim, die an so viel hohe Schule nicht mehr gewöhnt war. Sie ließ ihn gewähren, blieb aber selber kalt. Alle seine Bemühungen, sie zu erwärmen, mit seiner Leidenschaft fortzureißen, blieben vergeblich. Und als ihm diese Wahrheit offenbar geworden, konnte er sich nicht enthalten, eines Abends sie bitter zu fragen:

— Wenn dem so ist, Agnes, warum hast Du, nach zehnjähriger Weigerung, endlich eingewilligt, meine Frau zu werden?

— Weil ich Dich nicht mehr liebe, mein lieber Ludwig!

Und da Ludwig von dieser seltsamen Erklärung begreiflicherweise verblüfft war, fügte sie hinzu:

— Nein, mein Freund, ich liebe Dich nicht mehr. So lange ich, sozusagen unter den Augen von ganz Wien, Deine Geliebte war, mußte ich Dir treu bleiben, wollte ich nicht zur gewöhnlichen Dirne herabsinken. Darum bin ich Deine Frau geworden. Daß eine Dame von Welt ihren Mann betrügt, Das sieht man alle Tage. Wenn ich Dich betrüge, so bleibe ich deshalb dennoch eine ehrbare Frau. Du kannst nun ruhig zu Deiner jüdischen Fürstin zurückkehren . . .

Seitdem Graf Mühlheim und Agnes von Hochstädt mit einander verheirathet sind — leben sie getrennt.

Weise Sprüchlein für große Kinder.

Die Frau sucht immer eine Stütze; hat sie aber erst einmal zwei Stützen, dann — braucht sie keine Stütze mehr.

*

Die schönste und beste Frau erwartet von Anderen, daß man sie über ihren Werth aufkläre.

*

Jene Frauen, die die Liebe zu fürchten scheinen, treiben oft das ärgste Spiel damit.

*

Viele Frauen finden es leichter, hundert Küsse zu geben, als einen zu verweigern.

*

Die Liebe mag beredt oder stumm sein: die Frau versteht sie immer.

*

Die Ballschuhe sind die Vorläufer der Pantoffel.

*

Schönheit und Tugend sind die zwei Pole: dazwischen liegt die Welt.

*

Ein Mann, der seine Frau vernachlässigt, trägt die Hörner — schon in der Tasche.

*

Das Herz der Frau gleicht einer Eisfläche; die meisten Männer gleiten darauf aus, — wohl dem, der nicht dabei den Hals bricht.

*

Die Frau sieht im Spiegel nicht nur, daß sie schön ist, sondern daß sie schöner ist, als alle anderen Frauen.

Neue Tannhäuserlieder.

Von H. Faust.

Selene.

1.

Gleich dem wunderbaren Bilde Schaumgebor'ner Aphrodite
Sah ich staunend und erbebend Dich in Deiner Schönheit
Blüthe,
Und wie einst das Volk Cypre's ganz der Göttin ward zu
eigen,
Müß' auch mein Herz überwältigt stumm sich Deiner Schön-
heit beugen.

Deine Liebe ist berauschend wie die Nacht an Capri's Küste,
Und erstickend wie der heiße Todeshauch der lib'schen Wüste.
Deine Liebe ist verzehrend wie des Aetna Lavaglutthen,
Wenn sie Alles rings zerflörend
Aus dem Schlund des Kraters fluthen.

Wie der Sklave jener Asra, welche sterben, wenn sie lieben,
Den die Gluth des wilden Herzens qualvoll in den Tod ge-
frieren,

Fühl' auch ich schon tief im Busen jene Wahnsinnsflammen
lodern,

Welche Herz, Verstand und Sinne reckungslos zum Opfer fodern.
Weh' mir, wehe, hoch und höher schlagen um mein Haupt die
Wellen

Deines Liebes-Oceanes, — meine Pulse fiebernd schwellen!
Erach' vergeblich mich zu lösen aus dem tödtlichen Um-
schlingen

Deiner weißen Schlangenarme, die um meine Seele ringen.
Ja, ich will Dich meiden, fliehen, und im Pilgerkleide büßen,
Meine Seele zu erretten von der Gluth in Deinen Küssen.

Helfen aber Kuß' und Reue mir auch dann nicht vom Ver-
derben,

Kehr' ich wieder kranken Herzens, um an Deiner Brust zu
sterben.

2.

Selbst wenn an Deiner weißen Brust
Ich weltvergessen hange
Und Liebesrausch mein Herz umfängt —
Immer fühl' ich die Schlange.
Und wenn Du mich verrathen wirst,
Dann sei nicht kalt und höhrend,
Reich' mir einmal den süßen Mund
Nach einem Kuß' sich sehnend.
Und muß es dann geschieden sein,
Dann — mit dem letzten Kusse
Lass' sterben mich an Deinem Leib'
Im seligsten Gemulle.



Frau Cornelia.

Ein Ehestandsbild. Von Ignaz Pauer.

Herr Bonaventura Drehpeter war ein Jüngling von sechzig Jahren und in Folge dessen sehr verliebter Natur.

Daran aber waren nur die Frauen Schuld, besonders wenn sie jung und hübsch waren. Für eine alte Frau konnte sich Herr Bonaventura nie recht erwärmen. Er konnte auch gar nicht begreifen, wie Einem eine ältere Frau warm machen konnte. Der Glückliche besaß eben nie eine Schwiegermutter! — In seinen Mußestunden quälte er sich mit dem Abschneiden von Coupons, wovon er sich wieder erholte, indem er deren Erlös in Vergnügungen umsetzte, wobei er durchaus nicht knauserig war.

„Für wen soll ich sparen?“ pflegte er zu sagen, „ich habe keine Frau, wahrscheinlich auch keine Kinder, laßt mir daher meine Freunde!“

Zu letzteren gehörte auch die Unterstützung der Kunst, indem er weniger bemittelten weiblichen Talenten mit kundiger Hand unter die Arme griff. Er zog sich sofort zurück, wenn er hiebei irgendwelche Falschheit aus Gummi oder Watte ent-

deckte. Dieser Herr liebte die Wahrheit über Alles, ungeschminkt und ohne Hülle!

Es ist erklärlich, daß auf einen solchen Charakter ein Mädchen wie Cornelia Rührdich einen großartigen Eindruck machen mußte. Sie besaß alle Eigenschaften, um ihrem Namen Ehre zu machen — Alles an ihr bewegte sich.

Auch sie liebte die Wahrheit!

Am ersten Tage ihrer Bekanntschaft mit Bonaventura stieß sie demselben Stecknadeln in die Waden, um sie auf ihre Echtheit zu prüfen. Der alte Jüngling sank zusammen und mußte nach Hause getragen werden. Cornelia pflegte ihn und das Resultat dieser Pflege war ihre Verlobung mit dem Patienten.

Als Dies bekannt wurde und das traditionelle Erstaunen darüber sich gelegt hatte, rieth man dem nicht mehr jugendlichen Bräutigam von diesem Schritte allseits ab; man legte ihm nahe, sich lieber mit thumlichster Beschleunigung begraben zu lassen, ja, sogar die Tugend seiner Erwählten zog man in Zweifel und verschiedenes Andere.

„Die Tugend einer Frau wird durch den leisesten Hauch getrübt,“ dachte Herr Drehpeter, indem er mit den Achseln und seinen noch immer schmerzenden Waden zuckte.

Nun aber war Cornelias Tugend allerdings schon ziemlich stark angehaucht, aber der glückliche Bräutigam wußte, woran er sich in dieser Hinsicht zu halten hatte und seine Braut hatte so Manches zu dieser Wissenschaft beigetragen.

Wer noch nie in seinem Leben verlobt war, der darf es nicht zu ermessen versuchen, wie fabelhaft glücklich sich Bonaventura zu fühlen verpflichtet hielt. Dieses Glück wurde auch nicht im Mindesten beeinträchtigt, als Cornelia noch vor der Hochzeit die vielversprechende Absicht äußerte, in ihrem jungen Ehestande auch einem Hausfreunde Zutritt zu gewähren. Der Bräutigam war einverstanden und so wurde denn die Hochzeit gefeiert.

Der von der Braut gewählte Freund des Hauses war ein Husaren-Offizier und selbstverständlich ein Cousin der jungen Frau.

Alle Husaren-Offiziere sind Cousins!

Herr Bonaventura umarmte beim Hochzeitsmahl in weinseliger Laune den neuen Verwandten und trank mit ihm Bruderschaft. Am anderen Tage meldete sich derselbe zum Dienste in dem jungen Hausstande und von dieser Zeit an kam er fast täglich. Der frischgebackene Chemann theilte Alles was nur zu theilen war, mit dem Hausfreunde, und die junge Frau sogar noch mehr. Letzterer begleitete das Paar auf allen Spaziergängen und Ausflügen, wobei er sich die Mühe niemals nehmen ließ, Frau Cornelias Schirm und Regenmantel von dem geduldigen Chemann nachtragen zu lassen.

Dieser trug Alles, — auch die Kosten!

Er fühlte sich überglücklich, ließ aber von seinem Glück nicht viel merken, — er wollte nicht gerne beneidet sein.

Der Offizier genoß sein Glück und Herrn Drehpeters Wein in vollen Zügen. Letzterer wurde nie anders als auf die Gesundheit des Hausherrn getrunken und dieser brauchte viel Gesundheit.

Dies dauerte ungefähr ein Vierteljahr, als die junge Frau ihren Gatten zum Namenstag mit der Entdeckung eines neuen Cousins auf's Angenehmste überraschte. In der Auffindung von Verwandten besaß Cornelia eine merkwürdige Geschicklichkeit. Hätte sie mit einem Australneger eine Viertelstunde verkehrt, sie hätte sicherlich einen Onkel in ihm entdeckt.

Diesmal aber war es noch kein Australneger, sondern ein Infanterie-Lieutenant. Er wurde im Hause eingeführt und übernahm die Stelle des Husaren, welcher sich nun fast ausschließlich der Gesundheit des Herrn Bonaventura widmete. Er trank sie fortwährend!

Herr Bonaventura war tief gerührt, aber auch die Nüchternung suchte er zu verbergen! Auf seinen Spaziergängen mit seiner Frau wurde er nunmehr von Infanterie und Cavallerie begleitet. Nebst dem Gepäck seiner besseren Hälfte, durfte er nun auch den Mantel des Infanteristen tragen. Er war glücklich!

Der Infanterie-Offizier war ein sehr gefälliger Mensch.

Er nahm es auf sich, sämtliche Meerschaumpipen des Hausherrn mit dessen besten Zigarren gar kunstvoll anzuranchen. Dieser war darüber sehr zufrieden und sorgte stets für neue Zigarren und neue Spizen.

Man führte ein idyllisches Leben!

Die Cavallerie trank, die Infanterie rauchte, das Civil feufzte und Frau Cornelia fand mittlerweile einen — neuen Cousin, diesmal bei der Artillerie.

Nun waren alle Waffengattungen vertreten.

In Drehpeters Wohnung sah es aus, wie in einer Wachtstube. Die Infanterie zog sich von dem Dienste bei Frau Cornelia zurück und überließ der Artillerie das Schlachtfeld. Bei Spaziergängen hatte der Gatte jetzt schon so viel zu tragen, daß er sich wunderte, nicht noch eine Kanone ziehen zu müssen.

Aber er war zufrieden!

Das ging nun so eine Weile fort, bis Frau Cornelia eines schönen Tages ihrem Manne einen neuen Verwandten vorstellte. Diesmal war es ein Neffe und Student. Was er studirte, wußte Niemand genau, es mußte aber etwas sehr Anstrengendes sein, weil er so dünne Beine hatte. Trotzdem aber war Cornelia entzückt von dem neuen Neffen, welcher alle Tugenden der gesammten Armee in sich vereinte und so viel aß, trank und rauchte, als die drei Vertreter derselben zusammengenommen.

Herr Drehpeter aber wurde nachdenklich!

Er fand es sonderbar, einen Verwandten seiner Frau ohne Uniform zu sehen — er war schon so daran gewöhnt! — Herr Drehpeter wurde aber noch nachdenklicher, als Frau Cornelia Symptome eines Leidens zeigte, für welches der Arzt Seeluft verordnete.

Man hielt Rath.

Zedlersee, Breitensee, — das war zu nahe, — Frau Cornelia mußte weiter. Endlich war das Richtige gefunden und der Tag der Abreise wurde festgesetzt.

Universität und Garnison rückten aus, um Frau Cornelia zum Bahnhof zu geleiten. Zwei Diaker thaten ihr Möglichstes, um die Gesellschaft den Zug nicht versäumen zu lassen. Am Bahnhof gab es eine bewegte Scene. Das Militär verabschiedete sich säbelrasselnd und sporenklirrend, die Universität, welche mittlerweile wieder etwas strammere Beine bekommen hatte, stand händeringend daneben und Herr Bonaventura bemühte sich mit der Aufgabe des Gepäcks.

Aber noch etwas that dieser Herr!

Er löste heimlich eine Karte bis zur nächsten großen Station, wo Frau Cornelia, sich von der anstrengenden Fahrt erholend, die Nacht zubringen sollte. Dort gedachte er seine Frau mit seiner Anwesenheit zu überraschen. Er malte sich das Wiedersehen so schön, und unbemerkt von den Anderen bestieg er den Zug.

Nach einer Weile — es wurde bereits zum zweiten Male geläutet — stand Frau Cornelia allein mit ihrem Neffen, dem Studenten, im Wartesaal.

Wo waren die drei Cousins hingekommen?

Einer nach dem Andern hatte sich im Trubel des Abschiednehmens unauffällig entfernt, um nicht mehr zurück zu kehren. Aber jetzt war keine Zeit, darüber nachzudenken.

Der Neffe geleitete seine Tante zu einem Coupé, auf welches diese lossteuerte, die Thüre desselben öffnete sich, ein Herr half beim Einsteigen und schloß dann sofort wieder zu. Der Student eilte nach rückwärts, um dort ebenso wie Herr Bonaventura einen Waggon zu besteigen. Auch er hatte sich

eine Karte bis zur nächsten großen Station gelöst, um dort Frau Cornelia's Schlummer zu beschützen . . .

Der Zug hält! . . .

Langsam und vorsichtig entsteigt demselben der fürsorgliche Gatte, langsam und vorsichtig entsteigt auch der Student, vorsichtig und langsam erscheint — der Dragoner, gleich darauf kommt die Infanterie zum Vorschein und fast in demselben Augenblicke wird auch die Artillerie sichtbar. Sie alle waren, von dem gleichen Verlangen befeelt, Frau Cornelia zu überraschen, mit angefahren, — sie alle trafen sich auf dem Perron mit langen Gesichtern . . . Nur Herr Bonaventura lächelte. Er drückte seinen Hausfreunden die Hand, als ob er sie prügeln wollte. Da taucht vor der netten Gesellschaft die Gestalt Cornelias auf, am Arme eines älteren, corpulenten Herrn, den sie als ihren — Onkel vorstellte. Dieser Onkel hatte sie schon im Waggen erwartet, um mit ihr die Reise nach der Seelust gemeinschaftlich zu machen . . .

Der Mann lächelte seiner mit so vielen Verwandten gesegneten Frau zu, — es war das letzte, was man von ihm zu sehen bekam, — mit dem nächsten Zuge kehrte er zurück . . .

Er ist noch immer ein großer Freund der Wahrheit, nur darf diese nicht gar zu viel sein. Er sehnt den Tag herbei, da die Kasernen außerhalb der Stadt verlegt werden sollen, denn bis dahin muß Frau Cornelia Seelust atmen.

Grüne Liebe.

Wir saßen im Garten, Du sprachest vom — Näh'n,
Mit der Stimme, der sanften, der süßen,
Ich habe nur Numm Dir in's Auge geseh'n,
Das mußte zulezt Dich verdriessen!

Wie war ich doch damals so unschuldig — dumme,
Wie that ich, mein Kind, mich — blamiren,
D, hätt' ich Dich je h't noch, wie wollten wir Numm
Das Näh'n mitflammen studiren!

Ignaz Pauer.

Unschuld.

Von Armand Silvestre.



I.
Im Kloster hatte man ihr oft eingeschärft, daß es die schlimmste Todsünde sei, sich von der Hand eines Mannes da berühren zu lassen, wo die Damen ihre Scham haben; und in ihrer kindlich-gläubigen Frömmigkeit faßte sie den Vorfaß, eher den Tod erleiden, als jemals eine solche Vertraulichkeit gestatten zu wollen.

Vor wenigen Tagen erst hatte sie das Kloster verlassen. Ihre Freundinnen hatten beim Abschiede viel geweint und die

Überin hatte ihr noch ein letztes Mal ihre guten Lehren wiederholt und dabei ganz besonders den eben bezeichneten, allerwichtigsten Punkt ihrer Erinnerung und Obfsorge empfohlen.

Sie prägte sich denn auch die Sache fest ins Gedächtniß ein und in ihrer Unkenntniß des Lebens mißtraute sie auf der Straße selbst den Vorübergehenden, die auf dem Trottoir ihr zu nahe kamen, als sie sich nach ihrem Vaterhause begab, aus welchem Tante Gertrud (denn sie war eine Waise) sie abgeholt hatte.

Und in fünf Tagen schon sollte ihre Hochzeit stattfinden; denn es ist ein seltsames, für die jungen Mädchen wenig schmeichelhaftes Vorurtheil der Provinzleute, daß man ein Mädchen, wenn man es aus dem Kloster geholt, ehestens verheirathen müsse. Man glaube übrigens nicht, daß man Virginie — so hieß unsere Kleine — mit irgend einem Greise zu verheirathen beabsichtigte, (was ja, leider Gott! oft genug vorkommt) der — wie einst König David — seine alten Glieder in dem Bette einer Jungfrau erwärmen wollte. Nein; der Bräutigam Virginien's, Valentin mit Namen, war ein hübscher, kräftig gebauter Jüngling, nur um wenige Jahre älter als Diejenige, mit der er sich für sein ganzes Leben zu verbinden gedachte und deren reizvoller Schönheit er einstweilen eine mit dem tiefsten Respekt gepaarte Bewunderung entgegenbrachte.

II.

Am Abend vor dem Hochzeitstage war aus der Hauptstadt eine große Kiste angekommen, welche nebst dem Brautkleide fast die ganze Ausstattung der Braut, hergestellt von einem der größten Konfektionshäuser, enthielt. Schon am frühen Morgen ging's aus Anspacken der Wunderwerke, die da aufgestapelt waren. Alles, was unmittelbar bei der Trauungszeremonie benützt werden sollte, wurde mit großer Behutsamkeit und unter fortwährenden Ausrufen der Bewunderung auf dem Bette ausgebreitet; zunächst der traditionelle Myrthenkranz; dann kam der lange Schlepptuch von weißer Seide, das duftig-zarte gestickte Battisthemd, die feinen Unterröcke, die man auseinanderlegte, damit die Falten sich glätten, und endlich das Höschchen, das mit echten Brüsseler Spitzen besetzt war, ein wahres Meisterwerk, das mit ganz besonderer Behutsamkeit behandelt wurde, da es das erste Toilettestück war, welches die Braut anlegen sollte. Wie es bei ähnlichen Verpackungungen üblich ist, hatte man, damit alle diese Ausstattungsgegenstände während des Transportes nicht aus der Form kommen, die verschiedenen Theile jedes einzelnen Stückes mittelst Stecknadeln oder einiger Stiche zusammengeheftet. So war auch der Schlitz des Höschchens an den beiden Endern zusammengeheftet, daß es aussah, als wäre es ganz geschlossen. Da man im Hause mit dergleichen Gegenständen nur selten zu thun hatte, achtete man nicht weiter darauf und ließ das Höschchen in dem Zustande, in welchem es angekommen war.

Kann man sich etwas Reizenderes denken, als Virginie, da sie diese duftige Brautrüstung anlegte? Mit einer Züchtigkeit, die noch durch das unbestimmte Vorgesehl irgend einer Gefahr erhöht wurde, wechselte sie die Leibwäsche und hüllte sich in Mousseline bis an die Schultern, über welche ihr herrliches, goldblondes Haar in langen Locken herabfiel. Ihre



— Was kosten die Sträußchen, schönes Kind?
— Bitte . . . die geh' ich obendrein . . .

ehren wie-
ten, aller-
empfehlen.
Bedauchniß
sie auf der
rotteir ihr
egab, aus
sie abge-

attfinden ;
en wenig
man ein
, ehestens
daß man
em Greise
oft genug
ine alten
te. Nein ;
war ein
ge Jahre
Leben zu
er einst-
underung

r Haut-
u Braut-
stellt von
um frühen
e da auf-
raunungs-
behutsam-
nung auf
Myrthen-
r Seide,
eröcke, die
ten, und
en besetzt
erer Be-
stück war,
hen Ver-
tattung-
kommen,
ist Steck-
war auch
sammen-
Da man
zu thun
Höschen

Virginie,
er Züch-
end einer
d hüllte
welche ihr
iel. Ihre

kleinen Brüstchen zitterten wie zwei weiße Turteltaubchen, deren jede eine Erdbeere im Schnäblein führt. Ein veräuschender Duft von Jugendfrische strömte von ihr aus und man wäre vor ihr in die Kniee gesunken, als sie in einer anbetungswürdigen Bewegung sich vornüber neigte, um die winzigen, weißen Seidenschuhe anzuziehen. Dann wurden rasch die Strümpfe mittelst himmelblauer Bänder befestigt und hernach schlüpfte sie in das Höschen, und zwar mit einer Ungeschicklichkeit, über die sie in ein silberbelles, kindliches Gelächter ausbrach.

III.

Die Hochzeitstafeln waren im Freien gedeckt worden und ächzten unter der Last der leckersten Gerichte und köstlichsten Weine. Tante Gertrud, als Hauswirthin und Kochkünstlerin auf sieben Meilen in der Runde bekannt, hatte sich selbst übertraffen; der väterliche Keller aber lieferte Schätze, die seit Dezennien in demselben sich angesammelt hatten. Köstlicher, goldschimmernder Moselwein, feurriger Bordeaux, das edle, süßeinschmeichelnde, aber Riesen fällende Gewächs der Tokajer Berglände: sie alle hatten ihre Vertreter auf dieser Hochzeitstafel, wo es hoch herging, wo alle Welt fröhlich und guter Dinge war und die allgemeine Lustigkeit sich schließlich sogar der holden Braut mittheilte, die anfänglich still und sinnend da gesessen hatte. Virginie, die acht Jahre hindurch in ihrem Kloster nichts als Wasser getrunken, das nur an Sonn- und Festtagen mit einem Fingerhut voll Rothwein gefärbt worden, ließ sich jetzt verleiten, Wein zu trinken. Sie nippte von diesem und nippte von jenem, von jeder Gattung zwei Tropfen und doch genug, um alsbald in allen Adern die Wirkung der edlen Lebensäfte zu verspüren. Aber nicht nur in den Adern und nicht nur in dem reizenden Blondköpfchen machte sich diese Wirkung geltend, sondern allmählig auch tiefer, in dem schlanken Mysterium der Lenden und das holde Kind empfand einen unwiderstehlichen Drang, ein abseits gelegenes Plätzchen des Parkes aufzusuchen, um daselbst das silberhelle Plätschern des Springbrunnens nachzuahmen. Ich hoffe, der wohlgeneigte Leser findet diese blumenreiche Metapher durchsichtig genug, um das Richtige zu errathen.

Als sie nicht länger an sich zu halten vermochte, erhob sie sich; und Valentin, der kein Auge von ihr gelassen und in dessen Augensternen unergründliche Begierden sich spiegelten, erhob sich alsbald gleichfalls und folgte ihr. Niemand rief ihn zurück, denn ein Ehemann darf doch wohl seiner jungen Frau folgen!

IV.

Als Valentin in einem Dickicht des Parkes seine holde, kleine Frau eingeholt hatte, fand er Virginie in einem Zustande der Verzweiflung. Das famose Höschen war, wie oben erzählt, verschlossen, so verschlossen wie der verstockteste Diplomat. Sie konnte es auch nicht herablassen, so knapp war es mit Schnüren und Knöpfen an den Hüften befestigt. Kurz, die Aermste war eine Gefangene dieses verdammten Schraubstockes von Battist und es war unumgänglich nothwendig, daß ihr Jemand behilflich sei.

Da sandte ihr der Himmel Valentin, den Mann, der seit zwei Stunden ihr Gatte war, ihr natürlicher Beschützer

im Leben, der ihr eben erst am Altar geschworen hatte, sie zu lieben, ihr treu zu sein und ihr hilfsreich beizustehen in allen ihren Nothen. Ob, Valentin war von dem besten Willen besetzt und fest entschlossen, seinen Pflichten getreulich nachzukommen.

Mit Verlaub des freundlichen Lesers lasse ich hier einige Zeilen leer. Dieselben sind dazu bestimmt, dem wackern Valentin Muße und Gelegenheit zu bieten, seine junge Frau aus ihrem leinenen Kerker zu befreien . . .

Als Tante Gertrud am Abend Virginie entkleidete und ihr die letzten Lehren gab, erzählte ihr die kleine junge Frau halb lachend halb verwirrt ihr seltsames Abenteuer, und wie sie mit Hilfe Valentin's glücklich davon gekommen sei. Die gute, alte Tante runzelte die Stirne, allein Virginie beeilte sich, wie zur Beruhigung Beider hinzuzufügen:

— Ja, Tanten, und Alldas, ohne mit den Händen daran zu rühren!



aviar = Schnitten.

Diese Damen.

Nini. Weißt Du, Zephora, mein Herz gleicht einem Hôtel: im Parterre ist mein Kassenzimmer, im Hochparterre mein Bankier, in der Beletage mein Herzallerliebster und . . . Zephora. Und in den übrigen Etagen?

Nini. Werden die zureisenden Fremden untergebracht. (I. B-41.)

Gerechte Entrüstung.

Dame. „Mein Herr, Sie verfolgen mich nun seit einer halben Stunde; Sie täuschen sich in mir. Oder glauben Sie vielleicht, daß ich Sie zuerst anreden werde?“ (I. B-41.)

Der galante Ungar.

„Main Frailein, Ihre Zähne sind so weiß, daß sie in Schatten stellen Ihren Teint und Ihre Wäsche.“ (I. B-41.)

In ehrbarer Absicht.

Herr Hirschberger überrascht seine Frau in einer sehr intimen Unterhaltung mit einem seiner Freunde und macht ihr begreiflicherweise ein Mordspektakel. Die Aermste sucht sich zu rechtfertigen so gut sie kann und stammelt:

— Mein Gott, ja, wir lieben uns, ich und der Wendelin, aber in durchaus ehrbarer Absicht . . .

— Was soll Das heißen?

— Nun, er hat mir die Ehe versprochen.

Unsere Dienstboten.

- Wohin läufst Du denn, Brigitte?
- In die Lerchenstraße, Marianne; dort soll ich bei Frau Knickich in Dienst treten.
- Bei Frau Knickich? O, dann bist Du verloren!
- Woso?
- Ich kenne die Schändliche! Denke Dir: sie geht selber auf den Markt.

*

Auf der Imperiale eines Tramway-Wagens.

Ein galant aussehender Herr läßt sich mit höflichem Gruße an der Seite eines beleibten Mütterchens nieder, das ihm sogleich den Rücken kehrt, als ob sie sagen wollte: „Bleiben Sie mir vom Leibe!“

Der Herr kann seine Ueberraschung nicht verbergen, doch seine Nachbarin beeilt sich, ihm zu sagen:

- Nichts für ungut, mein lieber Herr, aber ich habe die Taschen voll mit Eiern.
- Sonst?
- Sonst wäre ich nicht so unfreundlich . . .

Eine Wette.

Erzählung von P-m.

Es war 9 Uhr Abends. Graf Hochbruck hatte bei der Markgräfin Ida Vicentini dinirt und saß jetzt in einem bequemen Fauteuil, seinen Kaffee schlürfend und seinen Erinnerungen nachhängend. Ja, er hatte dieser reizenden, kleinen Markgräfin seit Jahren sehr eifrig und ausdauernd den Hof gemacht, war sterblich in sie verliebt und hatte dennoch nichts von ihr erlangt. Sie hatte sich in den letzten Jahren in den Baron Pimmmenthal — den schönen „Pimpin“ — vernarrt und es war für Hochbruck „nichts zu machen“. Er fügte sich denn in sein Schicksal und ward der gute Freund, ja der beste Freund der Markgräfin, was noch immer eine sehr angenehme Sache blieb.

In ein reizendes Deshabillé von Crème-Spizen gehüllt lag die schöne Vicentini auf einer Ottomane und lauschte, eine ägyptische Zigarrette nach der andern rauchend, den Erzählungen des Grafen aus dieser nunmehr vier Jahre währenden Vergangenheit, wobei sie von Zeit zu Zeit in ein kindlich-munteres Gelächter ausbrach.

— Erinnern Sie sich noch, mein armer Freund, rief sie aus, wie Sie einmal um eine Gunstbezeugung von mir gewettet haben, daß Sie eines Abends gegen meinen Willen mich heimführen würden? Es war eine unsinnige Wette und Sie haben sie denn auch verloren.

Graf Hochbruck schwieg eine Weile; dann erhob er sich halb auf seinem Sitze, schaute der kleinen Markgräfin fest ins Gesicht und erwiderte:

— Nun wohl, schöne Ida: Sie sind im Irrthum, denn ich habe die Wette gewonnen; und wenn ich damals die bedingene Gunstbezeugung nicht forderte, so geschah es nur, weil ich die Wette unter so peinlichen Umständen gewann, daß ich es vorzog zu schweigen.

— Ah! Sie haben mich also wirklich eines Abends gegen meinen Willen nach Hause geführt?

- Jawohl, und Sie haben es nie erfahren.
- Ei, ei! Erzählen Sie mir doch die Geschichte!
- Erinnern Sie sich wohl noch der Soiree beim Fürsten

Rothenlöwen, in der die Lucca sang, Fräulein Barjescu deklamirte und schließlich Guschelbauer, der „alte Draxler“ mit seinen urwüchsigen Wiener Typen die Gesellschaft ergözte?

- Ja, ja, ich erinnere mich ganz genau.
- Nun denn: Sie waren in jener Soiree anwesend und ich ebenfalls. Als ich Sie unter all den eleganten, schönen Frauen sah und fand, daß an Liebreiz sich keine mit Ihnen messen könne, gedachte ich unserer Wette. Allerdings hatte ich wenig Hoffnung, diese Wette gerade an jenem Abende zu gewinnen; denn ich sah, wie Ihre Augen mit zärtlichem Ausdruck an dem schönen „Pimpin“ hingen, der mit seiner gewohnten einfältigen, gefenkhaften Miene am Saaleingang lebte.
- Sie können ganz ungenirt sprechen, mein Lieber, denn ich sehe den Baron nur mehr selten.
- Umso besser. Aber damals liebten Sie ihn und nachdem ich nicht daran denken konnte, durch die Liebe zu meinem Ziele zu gelangen, dachte ich daran, zur List meine Zuflucht zu nehmen. Da das Konzert noch einen zweiten Theil haben sollte, schlich ich in der Zwischenpause davon. Draußen war ein Hundewetter. Ich schritt die lange Zeile der Wagen ab und suchte Ihr kleines, blaues Coupé auf. Ihr Kutischer Baptiste saß auf seinem Bocke.

— Baptiste, sagte ich ihm, willst Du Dir einen blanken Fünzfziger verdienen? Du brauchst mir nur Deinen Mantel, Deine Peitsche und Deinen Flag auf dem Kutischerbock zu überlassen; Du selbst kannst schlafen gehen. Ich werde die Frau Markgräfin nach Hause führen.

Baptiste zögerte.

— Ich weiß, Herr Graf, sagte er dann, daß Sie mit meiner Herrschaft auf gutem Fuße stehen, aber dennoch kann ich Das nicht thun. Ich würde meinen Flag riskiren.

— Du riskirst gar nichts, es ist ganz einfach ein Scherz; ich nehme Alles auf mich. Uebrigens werde ich kein Wort sprechen und die Frau Markgräfin wird nichts merken. Da nimm, Du stellst einen Hunderter haben.

— Wenn Sie schwören, nichts zu sagen, Herr Graf, dann meinestwegen! . . .

Und Baptiste sackte den Hunderter ein, reichte mir seinen Mantel und verließ den Kutischerbock, wo ich selbst sogleich Flag nahm. Der Regen stieß in Strömen herab, aber was verschlug Das mir? Ich hatte die Sonne im Herzen und sah im Geiste schon voraus, wie ich Sie vor Ihrem Hausthor absege und Ihnen lächelnd sage: „Guten Abend, Frau Markgräfin, Graf Hochbruck hat Sie nach Hause geführt. Ich habe meine Wette gewonnen und zähle darauf, daß Sie sie bezahlen.“ Und gestehen Sie, schöne Ida, daß die Geschichte gut ersehen war.

— Ja, nicht übel. Nun, und was ist weiter geschehen? Denn ich erinnere mich an nichts.

— Ah, Frau Markgräfin, von da ab wird es mir schwer, weiter zu erzählen. Voll Ungeduld erwartete ich auf meinem Kutischerbock das Ende der Vorstellung. Wie jedes Konzert, nahm auch dieses schließlich ein Ende und ich hörte den Portier des fürstlichen Hauses ausrufen: „Der Wagen der Frau Markgräfin Vicentini!“ In elegantem Bogen fuhr ich in den Hof des fürstlichen Palais ein und hielt vor dem Perron. In Ihrem großen Tibetmantel gehüllt, schlüpfen Sie rasch in das Coupé und riefen mir zu: „Gonzagasse Nr. 5.“

Barmherziger Gott, das ist die Adresse des schönen Pimpin! Ich sah einen Augenblick wie versteinert, mit der Peitsche in der Hand, auf dem Kutischerbock und wußte nicht, wozu ich mich entschließen soll. Da steckten Sie den Kopf zum Wagenfenster hinaus und riefen mir ungeduldig zu:

„Nun, Baptiste, wird's bald? Hast Du nicht gehört? Gonzagasse Nr. 5!“

— Mein Gott, wie eilig hatten Sie es doch! Erröthen Sie nicht, die Geschichte ist ja lange her. Ich gehorchte, hieb

in die Pferde und fuhr in gestrecktem Galopp nach der Wohnung meines Nebenbuhlers.

Sie erinnern sich, Markgräfin, er bewohnte ein Junggesellen-Apartment im Hochparterre. Er war Ihnen vorangeeilt, hatte die Lampen anzünden und die Fenster-Vorhänge schließen lassen. Leicht wie ein Vogel hüpfen Sie aus Ihrem Coupé und verschwanden unter dem Hausthor.

Und nun begann mein Martyrium. Während ich, eine lächerliche Figur, mit der Peitsche in der Hand, im strömenden Regen auf dem Kutschbock saß, wanden sie sich liebetrunken in den Armen meines Rivalen. — — —

Ah, verehrte Freundin, meinem schlimmsten Feinde wünsche ich die Qualen nicht, welche ich während jener drei Stunden litt, die mir eine Ewigkeit dünkten. Gegen drei Uhr Morgens endlich kamen Sie mit wirren Haar und nachlässig zugenehmeltem Leibchen wieder zum Vorschein. „Nach Hause!“ riefen Sie mir zu und schlüpfen in den Wagen. — — —

So habe ich meine Wette gewonnen; und nun werden Sie auch begreifen, weshalb ich von meinem Siege geschwiegen habe.

Alle Beide verharrten eine Weile in Stillschweigen. Markgräfin Ida war sichtlich gerührt und kämpfte mit sich selbst. Endlich ergriff sie die Hand des Grafen, preßte sie an ihr stürmisch klopfendes Herz und flüsterte:

— Mein Freund! Ich bin bereit, meine Wette zu bezahlen . . .

Pfingstrose.

(5)

Roman von Armand Silvestre.

Es war der Sachwalter, Herr Boisrobin, der ebenfalls in den Garten herabgestiegen war. Statt des Foulauds von vorher hatte er jetzt eine Hanstappe von blauem Sammt auf dem Haupte, welche seine Frau hübsch mit Silber gestickt und ihm zu seinem Namensfeste geschenkt hatte. Wie wir sehen, verwendete der Sachwalter eine ganz besondere Sorgfalt darauf, daß sein Kopf, wo es im Innern windig genug aussah, stets mit einer angemessenen Bedeckung versehen sei.

— Guten Morgen, Herr Boisrobin, erwiderte Maxime seufzend.

Der Sachwalter ergriff beide Hände des Malers und rief:

— Mein Lieber, was Sie thun wollen, ist einfach bewundernswürdig!

— Wie? Hat Frau Boisrobin Ihnen vielleicht gesagt? . . .

— Helene hat mir Alles gesagt. Mein lieber Aubry, wie ich sehe, ist die Menschenfreundlichkeit auch über Sie gekommen. Daran trage ich vielleicht die Schuld. Indem Sie mich öfter mit Wärme und fürsorglichem Interesse von den Kindern Anderer sprechen hörten, haben Sie allmählig diese philanthropischen Ideen in sich aufgenommen.

— Ich danke Ihnen dafür, mein lieber Hauswirth, unterbrach ihn Maxime, den diese Reden bald nervös zu machen drohten. Sie willigen also ein . . .

— Ihnen die Waise zu überlassen? Von ganzem Herzen, mein lieber Freund; es ist ein Opfer, mit welchem ich Ihnen einen neuerlichen Beweis meiner Freundschaft liefere. Wenn Sie wüßten, was der erste Gedanke meiner Frau gewesen?

— Was denn?

— Sie wollte das Kind hier erziehen, neben Gervan, der in zehn Jahren ein rechter Schlingel sein wird. Da hätte ich der Tugendwächter meiner Adoptivtochter sein können.

— Es ist in der That eine große Gefahr, von der ich Sie befreie, und eine große Freude, die ich mir selbst bereite.

In diesem Augenblicke erschien Helene auf dem Perron des Wohnhauses, mit der kleinen Pfingstrose in den Armen, die mit ihren winzigen, kaum noch der Bewegung fähigen Händchen nach den goldschimmernden Locken greifen zu wollen schien, welche über Helenens Schultern herabfloßen.

— Ich lasse Sie jetzt mit Ihrer Tochter allein, Ihr habt Euch gewiß Vieles zu sagen, sprach der Sachwalter mit einem plumpen Gelächter. Dann rief er seiner Frau zu: „Helene, Du wirst heute das Frühstück rechtzeitig bereiten, weil ich eine starke Sitzung habe!“

Dann entfernte er sich ins Haus und Maxime fühlte sich von einem Alp befreit.

Er schritt Helenen entgegen, die mit diesem Kindlein auf den Armen einer der Madonnen des Rafael Sanzio glich, dieses lebenswürdig-heidnischen Künstlers, der über die Heiligkeit auch des Fleisches nicht ganz vergaß.

Maxime und Helene, mit dem Kind auf den Armen, schritten eine Weile neben einander einher. Sie sprachen nicht, aber wenn sie zuweilen einen Blick austauschten, so lag darin eine ganze Welt. So gelangten sie zu einer Stelle, wo der Garten eine Biegung macht und sich sozusagen in einem Kreuzgehölz verliert, wohin man aus den Fenstern des Wohnhauses nicht sehen konnte. Hier machten sie Halt. Maxime neigte sich



zu Helene zum Kusse und von ihr eilten seine Lippen auf die rosigten Wänglein des Kindes. Sein Herz war von unsagbarer

Freude erfüllt, die in seinen Augen helle Thränen erglänzen ließ. Auch Helene war tief bewegt und mit leise geflüsterten Worten schworen sie sich, zum Schutze dieses schwachen Wesens stets vereint zu bleiben.

Zwei Tage später reiste Maxime mit Pflingstrose ab, für welche Helene in aller Eile eine Ausstattung zurechtgemacht hatte. Er war kaum eine Stunde fort, als Madame Vésinier zu Frau Boisrobin zu Besuch kam. Sie hatte ihren Gatten, den stocktauben Mann, zu bestimmen gewünscht, daß er ihr erlaube, dieses vom Himmel gefallene Kind zu adoptiren; und die würdige Dame war sehr bekümmert, als sie vernahm, daß sie zu spät komme. Um sich einigermaßen zu entschädigen, tröstete sie Gontran, der soeben von seinem Vater einen mächtigen Stoß in den Hintern empfangen hatte, weil er aus irgend einem wichtigen Aktenstück sich einen Drachen zugeschnitten hatte.

IV.

Es ging Alles so, wie Maxime es vorausgesehen und gewollt hatte. Die Mutter Toutain hatte vor Freude geweint, als ihr ehemaliges Pflegekind mit Pflingstrose bei ihr erschien. Sie hatte es durchaus nicht glauben wollen, daß das Kind nicht das seinige sei und suchte ihm begreiflich zu machen, daß ja nichts Schlimmes dabei wäre. Maxime mußte sich drein ergeben. Auch Victoire, die verwitwete Tochter der Mutter Toutain, nahm das Kind herzlich an. Es war, als würde alle Liebe auf Erden ersprießen, um diesem zarten Wesen den Eintritt ins Leben zu verschönen.

Und es begann nun eine glückliche Zeit für Maxime und Helene. Diese hatte ihren Sohn in einem Pariser Colleg untergebracht. Dies war für sie ein Grund mehr, noch häufiger nach der Hauptstadt zu fahren, als bisher. Zuerst hatte man in der Ausstattung Gontrans Allerlei vergessen, was nachgeholt werden mußte. Dann hatte er sich eine starke Erkältung zugezogen, so daß man ihn für einige Zeit in ein Krankenhaus schaffen mußte. In dieser Weise hatte Frau Boisrobin sich allmählig daran gewöhnt, fast immer auf der Eisenbahn zu sein. Ihr Mann, durch seine Prozesse und seine Politik zu sehr in Anspruch genommen, kümmerte sich wenig darum, wie und wo sie ihre Zeit zubringe.

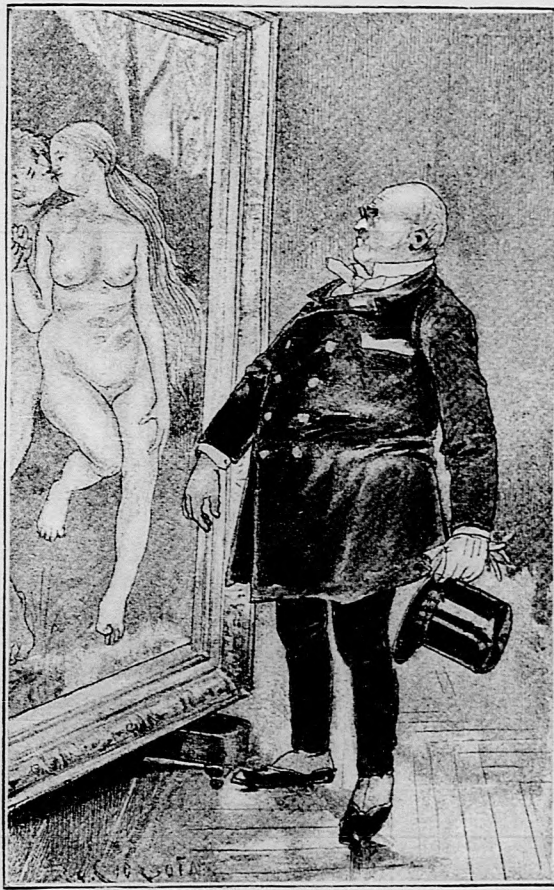
Der Sommer des Jahres 1868 brachte Maxime und Helene das Paradies auf Erden. Man konnte sie fortwährend hinter Victoire einherschreiten sehen, die Pflingstrose in einem mit Spitzen und Bändchen reich geschmückten Kollwägelchen durch die herrlichen Alleen spazieren führte, welche Meilen weit die Seine einsäumen. Hier verbrachten sie viele süße Stunden mit der Pflege ihrer Liebe und mit schönen Vorsätzen für Pflingstrose's Zukunft.

Und Pflingstrose gedieh zusehends in dieser gesunden Luft, bei der kundigen, steten, fürsorglichen Pflege, wie eine alte Frau auf dem Lande sie einem Kinde zu geben vermag, endlich unter diesen zweifachen Liebkosungen, die ihm wöchentlich mehrere Male diese beiden Besucher aus Paris und Corbeil darbrachten, deren Herzen sich hier Rendezvous gaben, zu ihren winzigen Füßchen, welche sich bereits gegen den Zwang der Windeln aufzulehnen begannen.

Einmal fehlte Helene der Muth, mit dem letzten Zuge nach Corbeil zurückzukehren. Der Abend in Saint-Cloud war unvergleichlich schön und sie sagten sich, daß es unsinnig wäre, sich angesichts dieser Freude zu trennen, die gleichsam besonders für sie vom Himmel herabzusteigen schien . . .

Helene kam erst am nächsten Morgen zur Frühstückzeit heim. Ihr Mann war bereits in der Gerichtsitzung. Als er heimkehrte, sagte sie ihm, sie sei ein wenig leidend gewesen, worauf er, ohne weiter darüber bekümmert zu sein, ihr den Gebrauch von Bitterwasser, als eines Universal-Heilmittels empfahl.

Im nächsten Jahre feierte der Maler Maxime Aubry seinen schönsten Triumph im Salon mit einer Idylle, deren Staffage die herrliche Landschaft von Saint-Cloud bildete. Sein Gemälde stellte zwei Liebende aus dem glücklichen Zeitalter der Hellenen dar, welche die Lippen zu wonnigem Kusse vereint, zusammen eine Hyacinthe entblättern.



— Mein lieber Freund, rief Boisrobin entzückt, als er am Tage der Eröffnung dieses Gemälde sah, — ich habe von Ihnen noch nie etwas verlangt, aber ich wäre der glücklichste der Menschen, wenn Sie mir dieses Gemälde geben könnten.

Helene mußte sich große Gewalt anthun, um nicht in ein großes Gelächter auszubrechen.

— Mit großem Vergnügen, mein lieber Boisrobin, erwiderte Maxime, indem er sich dachte, es werde für Helene eine ausnehmend liebliche Erinnerung sein, jene Landschaft

fiets vor Augen zu haben, in welcher sie beide das göttliche Stück aufgeführt hatten.

Der Sachwalter war nun auf dem Gipfel der Bewunderung. Eine halbe Stunde verblieb er in Betrachtung des Gemäldes und schloß mit der tief sinnigen Bemerkung:

— Saverlot! Das Pärchen muß es gut gehabt haben!

Und das war auch Maxime's und Helenens Ansicht.

Doch alle diese Freuden mußte Maxime Aubry bald vergessen, gleich allen übrigen Franzosen, in welchen die ewige Sorge um das Vaterland nicht erstorben war. Noch genossen sie einige glückliche Monate eines Sommers, der dem vorigen gleich, dann brach der Krieg aus. Man erinnert sich noch, unter welchen Begeisterungs-Ausbrüchen und mit wie wenig Voransicht die Kriegserklärung erfolgte. Herr Boisrobin zeichnete sich durch eine ganz besondere Freußenfresserei aus; die deutschen Heere seien für Frankreich „ein Mund voll“ — meinte er. In Corbeil war er der Erste, der — es war zu Ende einer für ihn siegreichen Gerichtsverhandlung — mit lauter Stimme den Ruf ausstieß: Nach Berlin!

Maxime Aubry, der eben nach Corbeil gekommen, war weit entfernt, die Zuversicht des Sachwalters zu theilen.

— Wie? Sie zweifeln an unserem Siege? rief Boisrobin.

— Ich glaube nicht daran, erwiderte Maxime sehr ernst.

Aubry theilte nicht die allgemeine Vertrauensseligkeit der Franzosen, weil er ihre Unwissenheit nicht theilte. Er war zwei Jahre vorher in Deutschland gereist und was er dort gesehen, hatte ihn über die wirklichen Kräfte eines Volkes aufgeklärt, das langsam und geduldig seine Vergeltung vorbereitete. Damals ließ noch nichts ahnen, daß der Tag der Abrechnung so nahe sei. Seinen Spaziergang jenseits des Rheins hatte Maxime unter sehr angenehmen Umständen gemacht, in Gesellschaft eines Atelier-Kameraden, der ihn eingeladen hatte, einen Monat im Hause seiner Eltern zu verbringen. Karl Stenben — so hieß der deutsche Maler — war ein talentvoller Junge, der aus seiner Vorliebe für Frankreich kein Hehl machte. Für Maxime Aubry war er von aufrichtiger Bewunderung und Freundschaft erfüllt. Er erwies ihm die hingebendste Gastfreundschaft und stellte ihn seinen Landsleuten vor, die den französischen Künstler feierten. Maxime erwiderte in entgegenkommender Weise den ihm bereiteten freundlichen Empfang, ohne sich aber völlig hinzugeben und als er nach einigen Wochen Deutschland wieder verließ, fragte er sich in einem unbestimmten Gefühl der Beklemmung, was aus dieser Brüderlichkeit werden würde, wenn die Beziehungen zwischen den beiden Ländern einmal kritisch würden.

Maxime hatte Karl Stenben seit langer Zeit nicht wieder gesehen, als er erfuhr, daß der Völkerring aus dem deutschen Maler seinen Feind gemacht hatte.

Die blutigen Blätter der Geschichte wollen wir rasch überschlagen, denn wir schreiben ja nur eine Liebesgeschichte. Der Sturm der Niederlagen fuhr über die französischen Fahnen hinweg; eine schlimme Nachricht drängte die andere. Besiegt, immer besiegt! Kein einziger Erfolg! Ein Sieges-

traum ward in einem Meer von Blut ertränkt. Nacht brach herein, düstere, traurige Nacht . . .

Und als eine Unglücks-Botschaft die andere jagte, begann im Lande die Einreihung von Freiwilligen. Auch Maxime Aubry fühlte, daß er dem Rufe des Vaterlandes folgen müsse und war im Begriff, sich auf die Mairie zu begeben, um sich in die Listen aufnehmen zu lassen, als Helene ihm in den Weg trat.

— Das darfst Du nicht thun, sprach sie.

Und als er sie traurig betrachtete, küßte sie ihn auf die Stirne und fuhr fort:

— Vergißt Du Pfingströschens? Die wahren Väter können fortziehen; der Respekt vor dem häuslichen Herd und der Schutz der Geseze vertheidigen ihre daheim gebliebenen Angehörigen. Aber was soll aus einem Kinde werden, das nicht einmal einen Namen hat? Wenn Du für das Vaterland Dein Leben lässest, wer wird ihr den Lohn für Dein Opfer zutheil werden lassen? ihr, deren unschuldiges, geheiligtes Leben Deiner Obhut anvertraut ist? Ich bin wohl da; aber was vermag ein armes, schwaches Weib? Bleibe, oh bleibe! aus Mitleid für mich bleibe! . . .

Während er tief bewegt, einer Antwort unfähig, vor ihr stehen blieb, entstand in der Straße ein großer Lärm. Am Eingang der „Concorde-Brücke“ war soeben die Republik ausgerufen worden und diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffener nach allen Richtungen. Man schrie, lärmte, jubelte überall.

Maxime hatte eine Regung des Ekels angefaßt dieser Fröhlichkeit, welche schon des Mißgeschicks von gestern vergaß. Denn Napoleon III. war zu Sedan in Gefangenschaft gerathen und der Feind trat das französische Banner mit Füßen. Binnen wenigen Tagen schon konnten die Preußen vor Paris stehen. Da galt es vor Allem, die Hauptstadt des Landes zu vertheidigen.

— Ich bleibe, sprach Maxime zu Helene, die stumm seine Hände drückte.

Meister Boisrobin hatte sich im Handumdrehen der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen. „Es war die höchste Zeit, mit dem Kaiserreich aufzuräumen, das das Vaterland ins Verderben führte!“ schrie er. Und als er Bourrichon traf, der soeben auf dem Marktplatz eine Anrede an das Volk gehalten, warf er sich ihm in die Arme und schrie: „Hoch die Republik!“ Doch Bourrichon wies ihn zurück und sagte dem Verblüfften:

— Sie bilden sich doch nicht ein, Bürger, daß unser Sieg zugleich auch Ihr Sieg sei! Sie haben den Herrn Unterpräfekten in Ihrem Hause empfangen und mit den Aristokraten Umgang gepflogen, Alles um Ihrer Geschäfte willen, und möchten nun Ihren Antheil an der Republik haben. Allein die Republik gehört Denjenigen, die für sie gelitten haben wie ich. Darum sage ich Ihnen: Hände weg!

(Fortsetzung folgt.)